



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Imelmann, J.: Zu Herder und zu Bürger : 1. Spanisches und Französisches
in Herder's "Cid".

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

glaublich wachsen, und der Staat als Arbeitgeber so vieler erwachsener Männer auf die private Denk- und Handlungsweise seiner Angestellten einen großen Druck auszuüben im Stande sein.

Auch das Verhältniß der einzelnen kirchlichen Konfessionen, sowie das der Schulen zum Staate kommt zur Besprechung; aber während sich in Bezug auf alles Andere richtige Auffassungen vorfinden, hat sich bei der Besprechung der Stellung der Universität ein Mißverständniß eingeschlichen. Reclus macht nämlich in der Weise einen Unterschied zwischen ordentlichen Professoren und Privatdozenten, daß die ersteren (professeurs officiels) als vom Staate angestellt auch mehr das Interesse des Staates im Auge zu haben und die Studenten gewissermaßen als zukünftige Staatsbeamte in bestimmter Richtung zu beeinflussen hätten; die Privatdozenten (professeurs libres) dagegen, die nur die einzige Bedingung, an einer deutschen Universität studirt zu haben, erfüllt haben müßten, ihnen gegenüber das Prinzip der Denk- und Lehrfreiheit vertreten, freie Wahl in Bezug auf das Was und Wie ihrer Lehre hätten und den ordentlichen Professoren Konkurrenz machten. Es scheint, daß hier eine seltsame Verwechslung zwischen Privatgelehrten und Privatdozenten vorliegt. Denn von dem Streben, eine außergewöhnlich freie und unabhängige Lehre vorzutragen, merkt man doch in Deutschland nicht eben viel, und wo das wenige hervortritt, weiß man schon die Mittel zu finden, um vorlaute Stimmen zum Schweigen zu bringen.

Mit dem Worte Mirabeau's: „La guerre est l'industrie nationale de Prusse“, schließt sich endlich noch die Besprechung des preußisch-deutschen Kriegswesens an. Hier fällt dem Verfasser als etwas ganz Eigenartiges die Stellung der Offiziere dem gemeinen Soldaten gegenüber auf. Ein Ausblick auf die Zukunft des deutschen Reiches, sowie eine charakteristische Aeußerung idealer Hoffnungen schließt das Werk.

Bu Herder und zu Bürger.

1. Spanisches und Französisches in Herder's „Cid“.

Während in voreiligem Populärisiren unbewiesener Hypothesen unsere Zeit das Menschenmögliche geleistet hat, kann man sich eben nicht darüber beschweren, daß gesicherte wissenschaftliche Funde eine allzuschnelle Verbreitung fanden. Reinhold Köhler in Weimar hat bereits 1867 auf's evidenteste nachgewiesen, daß Herder's „Cid“ zum allergrößten Theile nach einer französischen Prosa-

bearbeitung der spanischen *Cid*-Romanzen gedichtet ist, die Herder in der Bibliothèque universelle des Romans vom Jahre 1783 vorfand. Hettner hat denn auch 1869 in seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ am Schlusse seiner, man darf wohl sagen bahnbrechenden Charakteristik Herder's die Köhler'sche Entdeckung bereits pure aufgenommen; in die Einleitung der 1869 bei Grote erschienenen illustrierten *Cid*-Ausgabe ist sie ebenfalls übergegangen, und selbst in einem Schulbuche wie Kluge's „Leitfaden der deutschen Literaturgeschichte“ hat sie schon ihren Platz gefunden. Da erscheint im neuesten Bande der (übrigens im Grunde recht überflüssigen und zum guten Theile auf bloße Buchmacherei hinauslaufenden) Biographieensammlung, die R. v. Gottschall seit einigen Jahren unter dem anmuthig archaisirenden Titel „Der neue Plutarch“ herausgibt, eine Biographie Herder's von Friedrich von Värenbach,*) und da steht richtig wieder zu lesen: „Eine früh gefaßte Vorliebe für die Meisterwerke der spanischen Literatur veranlaßte Herder im Winter 1802—3 den „*Cid*“ zu übersetzen, in dessen Geist er sich so sehr hineingelebt hatte, daß ein beträchtlicher Theil der Romanzen nach der poetischen Durchführung als sein geistiges Eigenthum erscheint.“ Beiläufig: Was der letzte Satz bedeuten soll, ist völlig dunkel; man kann ihn fünf Minuten lang begucken, vorwärts und rückwärts, Sinn bekommt er keinen. Wenn es hieße: „Herder hatte sich so in den Geist seines Vorbildes eingelebt, daß selbst die frei von ihm erfundenen Partien den Stempel des Originals tragen“, das würde man verstehen. Wollte der Verfasser vielleicht so etwas ähnliches sagen? Dann wäre der Gedanke wenigstens so unklar als möglich ausgedrückt. Doch wie gesagt, dies beiläufig. Die Hauptsache ist, daß dieser neueste „Biograph“ Herder's noch immer zu glauben scheint, daß Herder seinen „*Cid*“ direkt nach den spanischen Originalen gearbeitet habe, was doch sicherlich nur bei dem kleinsten Theile der Fall ist.

In Wahrheit verhalten sich, wie Köhler nachgewiesen, die Dinge folgendermaßen. Von den 70 Romanzen, aus denen Herder's „*Cid*“ besteht, sind 56 nach der von einem unbekanntem Verfasser stammenden modernen französischen Prosa-bearbeitung gedichtet, welche in der von 1775 bis 1789 erschienenen Bibliothèque universelle des Romans in den Jahrgängen 1782—1784 veröffentlicht worden war, und auf welche Herder durch einen Aufsatz im „*Deutschen Merkur*“ vom Februar 1792 aufmerksam wurde. Die übrigen 14 Romanzen, und zwar die Nummern 54—61, 64—66 und 68—70 sind ohne die französische Quelle gedichtet und schließen sich direkt an spanische Originale an. Und zwar waltet hier wieder der Unterschied, daß fünf von den vierzehn, nämlich die Nummern

*) Der neue Plutarch. Herausgegeben von Rudolf von Gottschall. Sechster Theil. Leipzig, Brockhaus, 1879.

54, 55, 68, 69 und 70, in der französischen Bearbeitung überhaupt gar nicht vorkommen, die übrigen neun, im wesentlichen die Geschichte von den Töchtern des Cid, Donna Sol und Donna Elvira behandelnd, zwar darin vorkommen, aber trotzdem nicht im Anschluß an sie, sondern an abweichende spanische Originale bearbeitet sind.

Die Frage, warum Herder nach so ungleichwerthigen Quellen gearbeitet, warum er die französische Quelle, die eine Menge moderner, fremdartiger Elemente in den Stoff hineingebracht hat, so auffällig den Originalen gegenüber bevorzugt hat, dürfte nicht schwer zu beantworten sein. Die französische Bearbeitung beabsichtigte eigentlich im Julihefte von 1783 abzubrechen; sie begnügte sich mit einem Hinweis auf die Geschichte von den Töchtern des Cid, die sie *intéressante, mais pas vraisemblable et d'une longueur mortelle* nennt. Trotzdem erschien im Oktoberhefte von 1784 noch der anfangs verschmähte Abschnitt: *Elvire et Sol, filles de Cid*. Wahrscheinlich hat sich nun Herder nach diesem Nachtrag in der *Bibliothèque des Romans* gar nicht umgesehen, sondern er suchte sich für das vermeintlich Fehlende jetzt erst direkt die spanischen Vorlagen zu verschaffen. Daß er dann, als ihm die Originale vollständig vorlagen, nicht noch einmal daran ging, die sämtlichen 53 bereits fertigen Romanzen an der Hand der Originale umzugestalten, ist sehr erklärlich.

Gänzlich ignoriert kann übrigens Herder die nachträglich in seine Hände gelangten Originale nicht haben. Es finden sich in denjenigen Partien, die durchweg an die französische Vorlage sich anschließen, plötzlich einmal verstreute Einzelheiten, nach denen man darauf schwören möchte, daß er hier durch die spanische Quelle zu kleinen nachträglichen Aenderungen veranlaßt worden sei. In der 5. Romanze bei Herder z. B. wird der Cid geschildert, wie er mit seinen dreihundert Knappen nach Burgoß an den Königshof kommt:

Auf Maulthieren ritten alle,
Er allein auf einem Roß;
Bisamhandschuh' trugen alle,
Er allein den Reiterhandschuh;
Alle reich in Gold und Seide,
Er allein in Waffentwehr.

Die französische Bearbeitung erzählt dafür so: *Tous s'en viennent sur des mules, Rodrigue fait ployer un coursier superbe; tous sont vêtus de soie que relève la richesse de l'or et de la broderie, Rodrigue est vêtu de fer; tous portent des gants parfumés, Rodrigue a les mains nues*. Dagegen heißt es im spanischen Original:

Todos visten oro y seda,
Rodrigo va bien armado;
Todos espadas ceñidas,

Alle tragen Gold und Seide,
Wohl bewaffnet kommt Rodrigo;
Alle Schwerter umgürtet,

Rodrigo estoque dorado;	Degen reich von Gold Rodrigo;
Todos con sendas varicas,	Jeder kam mit seinem Stabe,
Rodrigo lanza en la mano;	Eine Lanze trägt Rodrigo;
Todos guantes olorosos,	Alle düstereiche Handschuh'
Rodrigo guante mallado;	Eisenhandschuh' trägt Rodrigo;
Todos sombreros muy ricos,	Alle tragen reiche Hüte,
Rodrigo casco afinado.	Einen feinen Helm Rodrigo.

Wir wollen noch ein zweites Beispiel geben. In der 63. Herder'schen Romanze zieht der Cid in den letzten Kampf hinaus, Bucar, dem Mohrenkönig, entgegen,

Der, Valencia ihm zu rauben,
Auf ihn drang mit starker Heerkraft,
Dreißig Könige mit ihm.

In der französischen Bearbeitung heißt es nur: *le Cid va porter la bataille au Roi Boucar, qui vient lui disputer Valence*; in der spanischen Quelle aber wird dem Cid die Kunde gebracht:

Que el rey Bucar, fuerte Moro,	König Bucar, starker Maure,
Sobre Valencia ha llegado.	Sei gekommen von Valencia.
Treinta reyes trae consigo.	Dreißig Könige bringt er mit sich.

Bei einem Beispiele wie dem an erster Stelle gegebenen könnte man zu der Annahme hinneigen, Herder sei in Folge seines richtigen dichterischen Gefühls den profaischen *mains nues* aus dem Wege gegangen und habe, ohne das Original zu kennen, doch von selbst den Weg zum Original zurückgefunden; und von dieser Art ist auch sonst noch die eine oder andere Stelle. Aber wie kam er dazu, dem Bucar dreißig Könige zur Begleitung zu geben, von denen die französische Quelle, der er doch sonst in allen Stücken folgt, nichts weiß, wohl aber die spanische? Und doch, was kam andererseits auf diese dreißig Könige an? Was konnte ihn bewegen, bei einer nachträglichen Vergleichung des Originals einen so vereinzelt, völlig gleichgiltigen Zug noch zu entlehnen? Gleichwohl sind auch von dieser Art mehrere Stellen nachgewiesen.

Vielleicht darf man hoffen, daß die neue Suphan'sche Herder-Ausgabe, die in umfassendster und gründlichster Weise den reichen handschriftlichen Nachlaß Herder's heranzieht, auch beim „Cid“ uns genauere Einblicke in das Verhältniß des Dichters zu seinen Quellen erschließen wird. Einstweilen möchten wir die Aufmerksamkeit auf ein eben erschienenes Buch lenken, welches jedenfalls die Nachprüfung der ganzen Frage, so wie sie bisher behandelt worden ist, in dankenswerther Weise erleichtert. *) Der Herausgeber desselben, A. S. Bögelin in Zürich, hat den glücklichen Gedanken gehabt, die drei in Frage kommenden Zeugen Wort für Wort einander zu konfrontiren. Er hat die Texte dergestalt

*) Herder's Cid, die französische und die spanische Quelle. Zusammengestellt von A. S. Bögelin. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1879.

abdrucken lassen, daß durch das ganze Buch hin immer vier Kolonnen nebeneinander herlaufen, und zwar von rechts nach links gezählt in folgender Ordnung: 1. Der Herder'sche Cid. 2. Die französische Prosabearbeitung, Herder's Hauptquelle. 3. Die spanischen Romanzen, Herder's Nebenquelle. 4. Eine sehr wohlgelungene versifizirte Uebersetzung der spanischen Romanzen. Diese Anordnung hat, der vielen ganz leeren Stellen wegen und wegen der Partieen, wo der Text bald hat gedrängt, bald zerdehnt werden müssen, typographisch kein sehr schönes Buch ergeben, aber ein um so brauchbareres und bequemeres. Nicht bloß für den Litterarhistoriker, sondern auch für den Laien, der eine Ahnung hat von dem Reiz, den es gewährt, den Dichter in seiner Werkstatt zu belauschen, wird es von hohem Interesse sein, nun von Lied zu Lied, ja von Vers zu Vers verfolgen zu können, wie der Franzose den Spanier, und der deutsche Dichter wieder den Franzosen behandelt hat.

Aber selbst wenn dieses fortlaufende Zeugenverhör im Einzelnen keine wesentlich neuen Momente ergeben sollte, zu einem wichtigen Resultat wird das Buch auf jeden Fall führen: zu einer gerechten Würdigung der Herder'schen Leistung im Ganzen. Hettner urtheilt in seiner Literaturgeschichte über den „Cid“ folgendermaßen: „Bewunderungswürdig ist es, wie glänzend die wirksamste Eigenthümlichkeit Herder's, seine feine Anempfindung und das Finden und Festhalten des treuen Lokaltones in allen Einzelheiten der dichterischen Nachbildung, sich auch hier wieder bestätigt.“ Der Verfasser der Einleitung zum „Cid“ in der oben erwähnten Grote'schen Ausgabe dagegen schreibt: „Das Verdienst poetischer Selbständigkeit kann man Herder's Arbeit nicht beilegen. Das Einzige, wodurch sich Herder's Cid von seinem französischen Originale unterscheidet, ist die Versifikation. Nur dieser ist es zu danken, wenn wir einigermaßen an die altspanischen Romanzen erinnert werden.“ Drastischere Gegensätze in der Beurtheilung eines Dichterwerkes sind wohl kaum denkbar. Wir meinen aber, daß man nur zwanzig bis dreißig Seiten in Bögelin's Ausgabe aufmerksam gelesen zu haben braucht, um dahinter zu kommen — vorausgesetzt natürlich, daß man überhaupt die Fähigkeit hat, hinter dergleichen Dinge zu kommen — ob Herder die unvergleichliche dichterische Divinationsgabe, die er in seinen „Stimmen der Völker in Liedern“ bewiesen, auch hier in der letzten dichterischen Arbeit seines Lebens noch verräth oder sich lediglich als gewandter Versifer zeigt.

* * *

2. Der Name von Bürger's Lenore.

Ein poetisches Personennamenbuch, ein catalogue raisonné dichtungsbekanntester Namen könnte in hohem Grade lehrreich sein. Von wie vielen Namen, die aus rein künstlerischen Motiven gewählt schienen, würde sich ergeben, daß

der Dichter sie nicht erfand, sondern daß in ihnen persönliche Lebensbeziehungen still verewigt, oder literarische Sympathieen angedeutet sind. Zu welcher Kategorie würde dann der Name von Bürger's Lenore gehören? Hat nur die ästhetische Klangwirkung, das Kolorit des Wortes ihn wählen, ihn nothwendig erscheinen lassen? Denn gewiß, es würde nicht leicht ein anderer von gleicher Angemessenheit des klanglichen Effektes genannt werden können.

Mit der Sage selbst und den Sagenliedern von der gespenstischen Wiederbelebung Gestorbener durch die Klagen der Liebenden ist der Name Lenore nicht überliefert. Es könnte übrigens für Bürger von allem, was zu diesem Sagenkreise gehört, außer dem deutschen Volksliedfragment, von dem er selbst spricht, und das keinen Namen hat, lediglich die ihm aus Percy's Sammlung bekannte altschottische Ballade „Sweet William's Ghost“ in Betracht kommen („Es kam ein Geist vor Margret's Thür mit Stöhnen und mit Schreien“). Aus ihr behielt Bürger offenbar den Namen des Verlobten, Wilhelm, bei; Margarete aber hat er durch Lenore ersetzt.

Nicht am Stoffe also haftete der Name, wohl aber, wie sich nachweisen läßt, an — der Form des Bürger'schen Gedichtes. Denn diese ist nicht, wie vielfach angenommen wird, von Bürger geschaffen, so innig zusammenstimmend auch der Geist dieser ergreifenden Lenoren=Strophe mit dem erzählten Vorgange sein mag. Wer sie erfunden hat, ist schwer zu sagen, vielleicht ist es überhaupt unbekannt. Sie findet sich aber schon bei Johann Rist (1607—1667). „Dft kann“, sagt C. Lemcke in seiner geist- und kenntnißreichen und lange nicht nach Gebühr gewürdigten „Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit“, „seine Geläufigkeit in Vers und Reim an Bürger erinnern“, und er führt zum Belege dafür folgende Rist'sche Strophe an:

Kein größer Narr ist weit und breit
In dieser Welt zu finden,
Als der durch Weiber Freundlichkeit
Sich gar läßt überwinden,
So daß er bloßen Worten traut
Und nicht auf ihre Falschheit schaut;
Der wird nach wenig Tagen
Sein Elend sehr beklagen.

Auch unser bester Dyrker im siebzehnten Jahrhundert, Paul Fleming (1609 bis 1640) hat die Lenoren=Strophe in seiner leider unsäglich langen — Abschiedsode an die „baltischen Sirenen“. Als Probe möge wenigstens die zweite Strophe hier angeführt sein:

Seit daß ich euer bin beraubt,
Ihr Schönsten auf der Erden,
Ist mir ganz keine Lust erlaubt,
Ich kann nicht fröhlich werden.

Ich weiß es, wie und was es sei
Um ewige Melancholie,
Weil nichts in meinem Herzen
Regiert als bittere Schmerzen.

Littmann, der Herausgeber der Fleming'schen Gedichte in der bekannten Brockhaus'schen Sammlung, macht zu dieser Ode die Bemerkung: „Bürger's Lenore hat dieselbe Strophe. Sollte dies ein zufälliges Zusammentreffen sein? Der Dichter kannte und schätzte Fleming.“

Es wird sich sogleich zeigen, daß es kein zufälliges Zusammentreffen ist, wenn auch nicht in dem Sinne, wie Littmann es meint. Es ist nämlich noch ein Dritter zu nennen, bei dem die Bürger'sche Strophe vor Bürger vorkommt, und der sie recht wohl bei Fleming kennen gelernt haben könnte. Er würde dann auch in dieser unbedeutenden Neußerlichkeit zwischen Fleming und Bürger stehen, wie er in seiner ganzen dichterischen Erscheinung diese geschichtliche Stellung einnimmt, denn eine aufsteigende Linie poetischer Kraft und individueller Bedeutung führt von Fleming über Günther zu Bürger. Johann Christian Günther (1695—1723) ließe sich mit gutem Recht als der „Bürger“ seiner Zeit bezeichnen, er ist Bürger so kunst- und naturellverwandt, daß Goethe's berühmtes Urtheil über ihn (in „Dichtung und Wahrheit“) kaum irgendwie verändert zu werden brauchte, um auch für Bürger zu gelten: „Ein unterschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergewärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet: genug, er besaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. . . . Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“ Bei Günther nun — er wurde in den mittleren Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts viel gelesen, und noch 1764 erschien eine sechste Auflage seiner Gedichte — findet sich die Lenore-Strophe in einem wunderbar schönen elegischen Gedichte, und zwar ist es nicht nur die Kongruenz in Strophenbau, Versbildung und Reimstellung, sondern selbst in Ton und Stimmung, die uns fühlbar entgegentritt. Das betreffende Gedicht ist ein psychologisch merkwürdiger, in seinen thatsächlichen Voraussetzungen nicht hinlänglich aufgeklärter poetischer Absage-, oder besser Entfagebrief an die Geliebte. Die vorletzte Strophe, die wir als Probe geben, lautet:

So brich nur Bild und Ring entzwei
Und laß die Briefe lodern,
Ich gebe dich dem Ersten frei
Und habe nichts zu fodern;
Es küsse dich ein andrer Mann,
Der zwar nicht treuer küssen kann,
Jedoch mit größerem Glücke
Dein würdig Brautkleid schmücke.

Die von Günther geliebte und verlassene Frau nun, an die eine nicht geringe Anzahl seiner Gedichte gerichtet ist, und die in seinem Leben und Dichten die größte Rolle gespielt hat, hieß und heißt in Günther's Poesie: Leonore; das Abschiedsgedicht trägt geradezu die Ueberschrift: An Leonore.

Sollte es da nicht wahrscheinlich sein, daß mit dem Eindruck des stimungsvollen Günther'schen Gedichtes und seiner höchst wirkungsvollen Strophenform auch dieser Name in Bürger's Phantasie gehaftet habe, und daß, als die Lenoren-Strophe von ihm ergriffen und zum Behuf seines psychologischen Gemäldes genommen wurde, in welchem die überkommene Form erst ihre volle Leistungsfähigkeit zu offenbaren scheint, auch der, allerdings schon vermöge seines klanglichen Charakters unübertrefflich geeignete, Name des Mädchens aus Günther's in Bürger's Gedicht hinüberfloß? J. Smelmann.

J. J. Weber's Meisterwerke der Holzschnidekunst.

Als wir vor etwa anderthalb Jahren die erste Lieferung von Seemann's „Kunsthistorischen Bilderbogen“ mit einer Begeisterung begrüßten, die damals von manchem für übertrieben gehalten worden sein mag, inzwischen aber durch den beispiellosen Erfolg des seit kurzem vollendeten Unternehmens glänzend gerechtfertigt worden ist, sprachen wir zugleich die Hoffnung aus, daß auch andere „illustrierte Verleger“ — wir dachten dabei vor allem an J. J. Weber, Velhagen & Klasing und Ernst Reil — den reichen Holzschnittlegen, der sich im Laufe der Jahre und Jahrzehnte bei ihnen aufgespeichert haben mag, einmal mustern und, unterstützt von sachkundigen und taktvoll wählenden und ordnenden Händen, zu Bilderbogen oder Bilderbüchern für große Leute zusammenstellen möchten. Wir meinten, es müßten sich auf diese Weise geschichtliche, geographische und naturgeschichtliche, kunstgeschichtliche und kunstgewerbliche Bilderbücher, wohl auch Porträtgalerien, schaffen lassen, die, wenn auch ohne Anspruch auf systematische Vollständigkeit, doch an Reichhaltigkeit, Schönheit und Billigkeit ihresgleichen suchen würden.

Mit einem Unternehmen, mit dem soeben die J. J. Weber'sche Verlagsbuchhandlung hervorgetreten ist, scheint sich ein Theil jener Hoffnung in erfreulicher Weise erfüllen zu wollen. Die „Meisterwerke der Holzschnidekunst“, deren erste Lieferung uns vorliegt, werden, wie der Prospekt sagt, eine mit möglichster Sorgfalt ausgestattete Sammlung bringen von solchen Blättern der „Illustrierten Zeitung“, die sich durch künstlerische Auffassung und Durchführung